

MICHAEL E. VIETEN

HANDBUCH

ZUR RETTUNG DER WELT

Mila

ROMAN

editio | scriptor

Mein besonderer Dank geht an Birgit D. für ihre wertvolle Unterstützung und ihre Zuversicht.

Michael E. Vieten

Handbuch zur Rettung der Welt

Band 2

Mila

Roman

Vieten, Michael E., Handbuch zur Rettung der Welt -
Mila

Informationen über den Autor und seine Arbeit auf:
www.mvieten.de

Bibliografische Information der Deutschen National-
bibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

TWENTYSIX – Der Self-Publishing-Verlag
Eine Kooperation zwischen der Verlagsgruppe Rand-
om House und BoD – Books on Demand

© 2018 Vieten, Michael E.

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt.

ISBN: 978-3740751449

Wir alle leben heute im Anthropozän. Die Wissenschaft streitet noch darüber, ob dieses neue Zeitalter 1610 mit der Eroberung der „neuen Welt“ und den katastrophalen Folgen für den amerikanischen Kontinent seinen Anfang genommen hat oder erst um 1800 mit der industriellen Revolution in Europa.

Wie dem auch sei. Der Mensch hat begonnen seine Umwelt zu verändern, ohne fundiertes Wissen zu besitzen, welche Auswirkungen das haben wird.

Ein weiterer Begriff hat für das Verständnis des Geschehens in der Geschichte der Menschheit eine zentrale Bedeutung. Die neolithische Revolution, die gleichbedeutend mit der Vertreibung aus dem Paradies angesehen werden kann.

Beide Begriffe möchte ich nachfolgend kurz erläutern.

Anthropozän

(Altgriechisch: „Das menschlich [gemachte] Neue“)

Der Begriff „Anthropozän“ beschreibt die Benennung einer neuen geochronologischen irdischen Epoche. Sie soll den Zeitabschnitt umfassen, in dem der Mensch zu einem der wichtigsten Einflussfaktoren auf die biologischen, geologischen und atmosphärischen Prozesse auf der Erde geworden ist.

Dazu zählen:

Albedo

(Gesamt-Rückstrahlvermögen der Erdoberfläche
(Schwund der Eisflächen))

Artensterben, Artenverschleppung

Klimawandel

Abschmelzen der Gletscher und der Polkappen

Anstieg der Meeresspiegel

Rückgang von Permafrost

Veränderung der globalen Meeres- und Luftströmungen

Versauerung der Ozeane

Lichtverschmutzung, Lärmverschmutzung

Kohlenstoffdioxid, Ozonloch, Treibhausgase

Radioaktiver Staub, Atomversuche, -Unfälle, Risiko eines Atomkriegs

Übernutzung bzw. Verlust zur Verfügung stehender Ressourcen insbesondere der Vorkommen (Peak-) Erdöl, Phosphor, Sand, seltene Erden

Bodendegradation, -erosion, -schutz oder -versauerung, Erschöpfung der vorhandenen Trinkwasservorkommen

Landraub durch Konzerne
Überfischung
Vermüllung der Umwelt „Plastik-Planet“
(Quelle: Wikipedia, gekürzt)

Neolithische Revolution

Der Begriff „neolithische Revolution“ beschreibt den Zeitpunkt in der Entwicklung des Menschen, an dem unsere Vorfahren erstmals das Leben als Jäger, Fischer und Sammler aufgegeben haben und mit Ackerbau und Viehzucht begannen.

Viele Wissenschaftler bezeichnen die neolithische Revolution als einen der bedeutendsten Umbrüche in der Geschichte der Menschheit.

Der Mensch löste sich aus der bis dahin erzwungenen Anpassung an die Umwelt und wurde sesshaft. Er produzierte Lebensmittel und betrieb Vorratshaltung.

Dies leitete die Epoche der Jungsteinzeit (Neolithikum) ein und bedeutete die Abkehr von einem Leben in Verbundenheit mit der Natur unter Berücksichtigung der natürlich vorhandenen Ressourcen.

Dieser Prozess gilt bis heute als unumkehrbar.

Aufgrund der Konzentration auf wenige Nahrungsmittel entstand eine Abhängigkeit von Erträgen. Bei Missernten drohten Hungersnöte. Monokulturen erhöhten das Verlustrisiko durch Unwetter, Schädlingsbefall oder Bodenerschöpfung.

Es bildeten sich soziale Schichten mit unterschiedlichem Zugriff auf Ressourcen. Durch Viehhaltung in Herden oder dem Horten von Feldfrüchten war erstmals die Bildung von Vermögen möglich. Dies führte zu den heute noch vorherrschenden Ungerechtigkeiten und zu Ausbeutung und Unterdrückung.

Der durch die Sesshaftigkeit stark angestiegene Bevölkerungszuwachs und die Unmöglichkeit von

schnellen Ortswechselln schufen Konflikte, denen die Menschen nicht mehr ausweichen konnten.

Besitz musste fortan gegen Verlust durch Raub oder Untergang verteidigt werden.

(Quelle: Wikipedia, gekürzt)

Auf ein Wort

Für den Autor dieses Buches bedeutet die neolithische Revolution den Anbeginn der globalen Katastrophe.

Schon vor fünf Millionen Jahren lebten die Vorfahren des modernen Menschen auf der Erde als Fischer, Jäger und Sammler.

Vor etwa 150.000 Jahren folgte der Homo Sapiens.

Noch bis vor etwa 10.000 Jahren lebte der Mensch im Einklang mit der Natur. Er nahm sich, was er für sich und seine Familie zum Leben brauchte. Mehr zu erlegen oder zu sammeln als man benötigte, verschaffte niemandem zu dieser Zeit einen Vorteil. Was man nicht selbst essen konnte, wäre dann verdorben.

Mit der neolithischen Revolution änderte sich das.

Auf einmal war es möglich, der Natur mehr zu entnehmen als man selbst zum Leben brauchte. Es entstanden Arm und Reich, stark und schwach, Ausbeutung und Sklaverei und Mord und Totschlag um das Vermögen eines Anderen.

Geschwister waren nun nicht mehr gut aufeinander abgestimmte und erfolgreiche Jäger, sondern plötzlich Konkurrenten um den landwirtschaftlichen Besitz des Vaters, den nur ein Nachkomme weiterführen konnte, um mit den Erträgen seine Familie zu ernähren.

Der ganze Wahnsinn gipfelte dann in Siedlungen, Großstädten und längst untergegangenen Riesenreichen.

Vorausgegangen waren Bodenerschöpfung, Abholzungen bis zum Kahlschlag und schließlich der Zusammenbruch kompletter Gesellschaften.

Nicht nur das Römische Reich entwaldete bereits weite Teile des Mittelmeerraums für Hausbau, Schiffbau, Heizmaterial und durch Überweidung und nicht zuletzt durch sein gigantisches Heer. Einst fruchtbare und nun ungeschützte Böden wurden durch Erosion vernichtet und blieben bis heute verloren.

Ab Mitte des 18. Jahrhunderts folgte das Industriezeitalter, in dem der Mensch endgültig jeglichen Kontakt zu seinem natürlichen Lebensraum aufgegeben hatte. Die fortschreitende und rücksichtslose Urbanisierung ging einher mit Flächenversiegelung, Vernichtung von Naturreserven und der Ausrottung von Arten.

Und heute erleben wir das Anthropozän im Endstadium.

Beinahe 8 Milliarden Menschen übervölkern die Erde und sie verhalten sich uneinsichtiger und ignoranter als je zuvor. Und jeden Tag werden es mehr und alle wollen alles haben. Sie erschöpfen den Planeten und beuten seine Ressourcen rücksichtslos aus.

Der Mensch hat längst den Respekt vor der Natur verloren und ordnet deren Schutz kommerziellen Interessen unter.

Naiv, zu glauben, dass dieses Verhalten ein gutes Ende nimmt.

Nach erfolgreichen 5 Millionen Jahren als Fischer, Jäger und Sammler hat es die invasivste Spezies auf der Erde in nur 10.000 Jahren geschafft, die natürli-

chen Abläufe in seiner Umwelt an den Rand des Kollapses zu führen.

Leben in irgendeiner Form wird es vermutlich auch in Zukunft auf der Erde immer geben. Es stellt sich nur die Frage, ob der Mensch daran noch teilnehmen wird.

Durch sein anhaltendes Wirken verändern sich sogar globale Luft- und Wasserströmungen auf der Erde und es ist bis dahin nur wenig bekannt, wie sich derartige Veränderungen auf das Klima auswirken werden.

Die Vollendung des Manuskripts zu diesem Buch fand im Spätherbst 2018 in Mitteleuropa (Hunsrück, Deutschland) statt.

Nach einem Dürresommer mit Rekordtemperaturen, Gewitterstürmen, Starkregenereignissen, Insektensterben und den ersten Ernteaufschlägen erwarten wir 29 Grad Celsius am morgigen Tag. Es ist Freitag der 12. Oktober 2018. Wolkenfreier Himmel und Sonnenschein seit Ende März, und eine nennenswerte Wetteränderung ist weiterhin nicht abzusehen.

Die Flüsse führen Niedrigwasser, die Schifffahrt wurde eingeschränkt oder bereits ganz eingestellt, Kraftwerke wurden herunter gefahren oder abgeschaltet, die Wälder sind trocken, Brandgefahr droht. Viele Jungbäume sind verdurstet. Die Landwirtschaft bekommt Nothilfen vom Staat. Tankstellen werden nur noch unzureichend mit Treibstoff versorgt, die Preise steigen.

Wer den Suchbegriff „Dürre und Hitze in Europa 2018“ in eine Internetsuchmaschine eingibt, erhält zum jetzigen Zeitpunkt beinahe 200.000 Treffer.

Ungeachtet dieser Entwicklung verkündete die Regierung der Bundesrepublik Deutschland, ihr Klimaziel, die Erderwärmung auf unter 2 Grad zu begrenzen, aufzugeben.

Die USA leisten sich einen Präsidenten, der den Klimawandel gleich ganz leugnet und es gibt Politiker, die tatsächlich die Sonne als alleinigen Verantwortlichen entdeckt haben wollen.

All jenes lässt mich oft sprachlos zurück und zwingt mich, ernsthaft daran zu zweifeln, dass die Menschheit unter den vorherrschenden Bedingungen noch eine Chance hat. Ohne Zweifel müsste sie sich dafür sehr verändern.

Ich zitiere an dieser Stelle den Astrophysiker, Naturphilosophen, Wissenschaftsjournalisten und TV-Moderator Harald Lesch, der in einer Fernsehsendung von zwei Planeten sprach, die sich treffen.

„Du siehst aber schlecht aus“, sagt der Eine. „Was ist denn los mit dir?“

„Ich habe Menschen.“

„Das vergeht.“

(Anm. des Autors)

Prolog

Anthropozän 2051.

Zwei Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch der menschlichen Zivilisation streifen nur noch wenige Überlebende durch verwüstete Landschaften auf der Suche nach Nahrung, Kleidung und Unterschlupf. Ihr Leben wird ständig bedroht von den gefährlichen Hinterlassenschaften der zügellosen und rücksichtslosen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts und von einer aus dem Gleichgewicht geratenen Natur mit verheerenden Wetterereignissen.

Das Risiko, in dieser feindlichen Umwelt zu erkranken, sich zu verletzen oder sich zu vergiften, oder zum Opfer marodierender Horden zu werden ist übermächtig.

Der alte Josh, der die Zeit vor der Apokalypse noch erlebt hat, und die junge Waise Mila, die nur diese zerstörte Welt kennt, begegneten sich und wurden Freunde. Sie setzten ihren Weg gemeinsam fort. Die beiden suchen ein abgelegenes Hochtal im Gebirge, von dem sie sich bessere Lebensbedingungen versprechen.

Sie überwintern in einer verfallenen Hütte und warten auf das Frühjahr.

Dann ist es endlich soweit und sie könnten weiterziehen.

Doch beide wissen, Josh ist alt und der vor ihnen liegende Weg über das mächtige Gebirge mühsam und gefährlich. Das Gepäck wiegt schwer und Joshs Kräfte schwinden. Sie würden nur langsam vorankommen.

Vielleicht würde der alte Freund unter den Strapazen sterben, ohne das rettende Hochtal erreicht zu haben.

Schließlich treffen sie eine Entscheidung, die beiden nicht leicht fällt.

Nach einem langen gemeinsamen Weg und dem monatelangen Trotzen aller Gefahren trennen sich die zwei Gefährten.

Mila sucht das Tal im Gebirge allein und Josh bereitet die morsche Hütte auf den nächsten Winter vor.

Im Herbst wollen sie sich dort wieder treffen.

„Hast du niemanden, der um dich weint?“

Aufbruch

Sie hatte den Fuß des Hanges erreicht und lief in den Wald hinein. Nach wenigen Schritten blieb sie stehen und drehte sich um.

Zwischen den Stämmen der mächtigen Fichten hindurch sah sie Josh auf der Veranda im Morgenlicht. Er schaute ihr nach. Dann wandte er sich ab und verschwand in der Hütte.

Die Augen des greisen Mannes waren nicht mehr die Besten. Hier unten umgeben von den Bäumen konnte er Mila nicht mehr erkennen.

Sie wird ihn vermissen, den weisen Alten.

Sie dachte an das schwere Buch in ihrem Rucksack. Das „Handbuch zur Rettung der Welt“.

Wer würde ihr nun die Bedeutung der Zeilen erklären? Doch das war nicht ihr vordringlichstes Problem.

Sie musste ihr Tal finden. Jenes Hochtal oben in den Bergen, welches ihr und Josh einen sicheren Platz zum Leben bieten sollte.

Sie tastete in der Außentasche ihrer Cargo-Hose nach dem zerknitterten Foto und zog es heraus. Sie strich es liebevoll glatt und betrachtete es.

Grüne Wiesen, bunte Blumen, blauer Himmel, Schnee auf den Bergspitzen.

Sie schob den Rest der Postkarte zurück in die Beintasche und verschloss sie sorgfältig. Dann rannte sie los.

Die Bäume des Waldes standen dicht. Das Unterholz erwies sich oft als undurchdringlich. Umgestürzte Baumriesen versperrten ihr zusätzlich den Weg.

Mila wich den Hindernissen aus und konnte nur mühsam die Richtung halten. Sie verringerte ihr Lauf-tempo und suchte immer wieder nach dem günstigsten Weg.

Sie kam nicht so schnell voran, wie sie es sich gewünscht hätte. Sie lief weiter bis zum Höchststand der Sonne, dann gönnte sie sich am Rande einer Lichtung die erste Pause.

Sie öffnete den Bauchgurt und ließ den Rucksack vom Rücken rutschen. In einer Seitentasche suchte sie nach Räucherfleisch, einer anderen entnahm sie die Trinkflasche. Dann setzte sie sich in das Gras.

Ein leichter Wind blies den Schweiß auf der Haut trocken und spielte mit ihren Haaren. Sie biss ein Stück Fleisch ab und kaute.

Josh hatte ihr die besten Teile mitgegeben. Sie würde nicht viel Zeit zum Jagen haben, gab er sich überzeugt. Auch einen ansehnlichen Vorrat der getrockneten Pilze hatte er in die Seitentaschen des Rucksacks geschmuggelt.

Dessen Entdeckung entlockte Mila ein Lächeln.

Ein rhythmisches Geräusch im Dickicht hinter ihr ließ sie aufspringen.

Ein größeres Tier war über trockenes Laub gelaufen. Mila legte eine Hand auf den Griff ihres Messers am Gürtel. Handelte es sich um Wild oder um einen Räuber? Vielleicht Wölfe oder streunende Hunde? Irgendwelche gefährlichen Viecher konnten einem überall und jederzeit begegnen. Dann begann ein Kampf um Leben und Tod.

Konzentriert beobachtete sie den Waldrand vor sich. Doch sie sah kein Tier. Außer dem Rauschen des

Windes in den Kronen der Bäume und dem Rascheln des Laubes auf dem Boden hörte sie nichts mehr.

Trotzdem löste sie die Verschnürung, mit der sie ihren Feldbogen auf den Rucksack gebunden hatte.

Sie spannte die Waffe, verstaute die Trinkflasche und nahm ihr Gepäck wieder auf.

Nachdem Mila den Bauchgurt geschlossen hatte, überquerte sie die Lichtung und setzte ihren Weg fort.

In unregelmäßigen Abständen blieb sie einen Moment stehen und lauschte. Folgte ihr ein Jäger? War sie nicht allein? Hatte ein Raubtier beschlossen, sie zur Beute werden zu lassen?

Das Gelände stieg an. Der Waldboden war nun von Moosen bedeckt. Das machte es einem Räuber leichter, ihr unbemerkt zu folgen und für einen Angriff einen Augenblick abzuwarten, in dem sie unaufmerksam war.

Am späten Nachmittag stand sie am Waldrand und schaute auf eine Bergwiese. Sie wuchs auf dem Rücken eines mächtigen Abhangs.

Das Gras glänzte silbrig in der Sonne und duftete süß. Windböen drückten es nieder, und wenn es sich wieder aufrichtete, erinnerten die Wogen an den Anblick der Wasseroberfläche eines Meeres.

Mila beschloss, den Hang bis zum Einbruch der Dunkelheit zu bezwingen und oberhalb der Bergwiese ihr Nachtlager aufzuschlagen.

Keuchend setzte sie einen Fuß vor den anderen. Steil stieg das Gelände vor ihr an. Der Schweiß drückte

sich aus allen Poren. Immer wieder musste sie ihren Aufstieg unterbrechen und verschnaufen.

Der schwere Rucksack auf ihrem Rücken zog mächtig. Sie nutzte den Bogen als Stecken und kämpfte sich Meter für Meter hinauf.

Erneut blieb sie stehen und schaute zurück.

Der Waldrand unter ihr war bereits weit entfernt. Sie sah die Bäume und das Dunkel darunter. Mehr war nicht zu erkennen.

Sie glaubte, im Gras eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Aber in dem wogenden Meer aus Halmen war es aus der Entfernung kaum möglich, Einzelheiten auszumachen.

Beunruhigt setzte sie ihren Aufstieg fort und schaute immer wieder unvermittelt zurück. Doch einen überraschten Verfolger entdeckte sie nicht.

Mila erreichte das Ende der Bergwiese kurz nach Sonnenuntergang.

Unter einem einzelnen windschiefen Bäumchen ließ sie das Gepäck vom Rücken gleiten und fiel daneben in das Gras. Sie war erschöpft und verspürte Durst. Doch sie wartete noch einen Moment, bis sich ihr Puls beruhigte. Dann holte sie ihre Flasche hervor und trank.

Plötzlich erinnerte sie sich an das Fernglas. Sie öffnete ihren Rucksack und suchte danach. Dabei stieß sie auf das dicke Buch. Auch das hatte sie den steilen Hang herauf geschleppt, aber niemals hätte sie es zurückgelassen. Es hatte ihr das Leben gerettet und würde das Leben vieler Menschen in der Zukunft retten. Doch zum Lesen der für sie oft schwer verständlichen Zeilen war sie an diesem Abend zu müde.

Sie nahm das Fernglas aus dem Rucksack und schaute hindurch. Langsam ließ sie ihren Blick über das unter ihr liegende Gelände schweifen.

Der Waldrand wirkte verlassen. Das Gras bewegte sich nicht mehr so stark. Der Wind wehte nur noch mäßig. Alles erschien ihr friedlich. Doch sie traute diesem Frieden nicht. Irgendetwas oder irgendjemand verfolgte sie. Sie spürte es.

Mila legte sich auf den Rücken und ließ das Fernglas über das Gelände über ihr gleiten.

Felsen, Moose, Flechten. Hier und da eine verkrüppelte Kiefer, ein Dornenbusch oder ein Büschel Gras. Sie hatte die Baumgrenze erreicht. Ab jetzt wurde die Landschaft offener.

Sie suchte nach der Passstraße, die sie auf einem ihrer Streifzüge in der Ferne entdeckt hatte, aber sie konnte sie nicht finden. Vielleicht morgen, nachdem sie höher hinauf gestiegen war.

Aufmerksam beobachtete sie wieder die Bergwiese unter sich.

„Komm schon“, murmelte sie. „Zeig dich, du Feigling.“

Das Tageslicht schwand. Die Lichtstärke des Fernglases reichte nicht mehr aus, um etwas zu erkennen.

Ab jetzt verließ Mila sich auf ihr Gehör und starrte in die Dunkelheit. Über ihr leuchteten die Sterne, ein halber Mond ging auf. Sie bemühte sich, wach zu bleiben. Der unbekannte Feind sollte keine Gelegenheit haben, sie zu überraschen. Doch nur wenig später fielen ihr die Augen zu.

Silber

Zum Sonnenaufgang weckte sie ein Knurren und Hecheln. Jemand machte sich an ihrem Rucksack zu schaffen. Sie tastete nach ihrem Messer. Dann riss sie es aus der Lederscheide, sprang auf und brüllte. Für einen Sekundenbruchteil blickte sie in zwei erschrockene Augen. Dann stob der Fuchs davon und blieb wenige Meter entfernt von Mila stehen.

„Ach, du bist das also gewesen“, stellte sie erleichtert fest.

Das Tier sah sie aufmerksam an. Es war abgemagert. Sein Fell schimmerte matt in der Morgensonne. Ein schmutziges rot-braun, silbrig-grau auf der Brust, ein grau-weißer Schwanz. Offenbar die Reste eines Winterfells. Die Pfoten waren schwarz. Es sah aus, als hätte es schicke Stiefel an.

Mila gähnte und warf einen Blick auf ihren Rucksack. Der Fuchs hatte versucht, eine der Seitentaschen zu öffnen. Darin befand sich das geräucherte Fleisch.

„Du hast Hunger“, stellte sie fest. „Wieso fängst du keine Wühlmäuse? Sind doch bestimmt genug da.“

Der Fuchs sah sie an und spielte mit den Ohren. Dann antwortete er mit einem Gähnen und zeigte eine tadellose Zahnreihe mit spitzen Reißzähnen.

Mila entnahm der Seitentasche ein Stück Fleisch.

Unruhig tänzelte das Tier auf seinen langen Beinen umher und konnte den Blick nicht davon abwenden.

Sie warf dem Fuchs den verlockend duftenden Leckerbissen entgegen. Er purzelte ihm vor die Pfoten. Gierig schnappte er danach und entfernte sich damit

ein paar Meter. Dann begann er, das Räucherfleisch zu verschlingen.

„Du wirst einen irren Durst davon bekommen“, prophezeite Mila und biss ihrerseits in ein Stück des würzigen Fleisches. Dann stopfte sie sich noch einige getrocknete Pilze in den Mund, trank einen Schluck Wasser und erhob sich.

Sie entspannte ihren Bogen und befestigte ihn wieder auf dem Rucksack. Nachdem sie sich ihr Gepäck auf den Rücken gewuchtet hatte, setzte sie ihren Marsch fort.

Der Fuchs folgte ihr in einigen Metern Abstand.

„Ich werde dich ‚Silber‘ nennen“, rief sie.

Der Aufstieg war mühsam. Der felsige Untergrund verlangte große Aufmerksamkeit. Ein falscher Tritt und sie würde stürzen und sich verletzen.

Silber hingegen setzte trittsicher eine Pfote vor die andere.

Mila war sich sicher, er folgte dem Duft des Fleisches.

Gegen Mittag rasteten sie auf dem Kamm des Bergrückens. Mit dem Fernglas suchte sie nach der Passstraße. Warme Luft flimmerte am Horizont. Dann hatte sie sie gefunden.

Grau schlängelte sich das Asphaltband in der Ferne an den Berghängen entlang. Die Straße war weiter entfernt, als sie gehofft hatte. Sie war ihr trotz eines Marsches von anderthalb Tagen kaum näher gekommen. Enttäuscht ließ sie das Fernglas sinken.

„Das wird ein langer Weg“, murmelte sie niedergeschlagen.

Mila trank etwas und biss von ihrem Räucherfleisch ab. Ein Stück davon hielt sie Silber entgegen. Doch der Fuchs zeigte sich misstrauisch und blieb auf Abstand. Schließlich warf sie ihm seine Portion erneut vor die Pfoten.

Sie stiegen hinab in eine Schlucht und auf der anderen Seite wieder hinauf. Sie folgten einem weiteren Bergrücken über dessen Kamm und liefen über eine Almwiese hinunter in ein enges Tal.

Silber trank durstig aus einem Bach. Mila füllte ihre Wasserflasche auf und wusch sich das Gesicht.

Am Nachmittag erklimmen sie einen kargen Steilhang und stiegen auf der anderen Seite über ein Geröllfeld wieder hinab. In einem Hain aus verkrüppelten Kiefern rasteten sie. Erschöpft ließ Mila sich auf den Nadelteppich fallen.

Silber unterschritt das erste Mal seine bisherige Fluchtdistanz und legte sich zwei Armlängen von Mila entfernt in den Schatten und hechelte. Offenbar hatte er weniger Angst vor ihr als vor der unbarmherzig niederbrennenden Sonne, die bereits zu dieser frühen Jahreszeit alles verdorrte, was nicht tief genug Wurzeln schlug, um an Wasservorkommen unter den Felsen zu gelangen.

Mila verzichtete auf einen Bissen Fleisch und begnügte sich mit einigen Schlucken Wasser. So zeitig im Jahr gab es kaum reife Früchte oder Pilze, die ihren Proviant hätten ergänzen können. Wild hatte sie bisher auch keines gesehen.

Sie rationierte ihre Vorräte und hoffte, dass sie reichen würden, bis sie etwas anderes zu essen fand.

Sie zogen weiter bis zum Einbruch der Dunkelheit.

Am nächsten Morgen regnete es. Ein Wasserproblem sollten sie also vorerst keines bekommen. Aber in dieser Höhe im Gebirge wurde es schnell kalt. Auch die tief hängenden Wolken waren ein Problem. Mila hatte Mühe, ihre Richtung zu bestimmen. Die Gipfel zeigten sich dicht verhangen.

Sie suchte mit dem Fernglas nach der Passstraße. Aber sie fand sie nicht.

Mila drosselte das Marschtempo und konzentrierte sich auf essbare Pflanzen und Wild. Aber außer einigen Flechten und Moosen fand sie kaum etwas. Gegen Abend erwischte Silber in einem Bergeinschnitt eine Wühlmaus und verschlang sie hungrig.

„Teilen ist nicht so dein Ding, was?“, rief sie.

Der Fuchs warf ihr einen schuldbewussten Blick zu und schnürte weiter mit der Nase dicht über den Boden.

In der Nacht schliefen sie unter der Plane. Mila spannte sie abends auf und wies Silber einen Platz zu. Doch er hatte Angst. Er legte sich etwas abseits nieder und wartete, bis sie eingeschlafen war. Der Regen trieb ihn schließlich doch unter das schützende Dach. Er rollte sich zusammen und bedeckte die Schnauze mit dem buschigen Schwanz. Früh morgens war er als erster auf den Beinen. Ausgefallene Haare aus seinem Fell an ihrem Rucksack verrieten Mila, dass er den ihm angebotenen Platz genutzt hatte.

Tag für Tag marschierten sie über Wiesen, kletterten über Geröllfelder und stiegen auf Berge.

Mal folgten sie einem ausgetrockneten Bachlauf, dann wieder einem Wildwechsel, oder sie nutzten halb zugewucherte Wege und Pfade aus vergangenen Zeiten.

Ihr Proviant war aufgebraucht. Sie benötigten dringend etwas zu essen. Mila knurrte der Magen. Silber fing tagelang keine Mäuse.

An einem Nachmittag witterte er eine abgestürzte Gämse. Mila konnte nur die Hufe sehen. Der Körper lag auf einer Felsnase hoch über ihr.

„So ein Mist“, fluchte sie. „Und ich soll da jetzt rauf klettern?“

Silber schaute sie auffordernd an. Sie ließ schnauhend ihren Rucksack von den Schultern rutschen.

Josh hatte ihr riskante Klettermanöver verboten. Wenn sie sich ein Bein brach oder gar abstürzte, würde sie dort oben allein sterben. Aber sie brauchten dringend Nahrung. Essen oder verhungern. So einfach war das.

Mila forschte mit den Augen nach einer Route und setzte ihren Fuß auf den ersten Vorsprung. Mit den Fingern in Ritzen und Spalten zog sie sich hinauf. Mit den Sohlen ihrer Stiefel suchte sie Halt auf feinen Unebenheiten oder winzigen Felsnasen. Zwei Füße und eine Hand am Berg, die freie Hand tastete nach einer zerklüfteten Stelle im Fels. Dann einen Fuß und zwei Hände am Berg, der andere Fuß fand Halt auf einem schmalen Absatz. So schob sie sich Zentimeter für Zentimeter dem Kadaver entgegen. Schweiß lief ihr in die Augen und trübte ihren Blick. Sie wischte ihn fort und schaute nach oben. Zwei Meter trennten sie von

der Gämse. Verwesungsgeruch stieg ihr in die Nase. Sie hörte deutlich das Summen von Fliegen.

Nachdem sie weit genug hinauf geklettert war, streckte sie ihre Hand nach einem der Hufe aus, packte kräftig zu und zog daran. Ein abgenagtes Gerippe kippte über die Felsenkante, sauste an ihr vorbei und stürzte in die Tiefe.

Der Kadaver bestand praktisch nur noch aus Fell, und Horn. Die Fleischreste an den Knochen waren vertrocknet und verdorben. Wahrscheinlich hatten Vögel alles andere gefressen. Nur Silber vermochte damit noch etwas anzufangen. Er sprang erschrocken davon, als das Gerippe krachend neben ihm aufschlug. Dann stürzte er sich auf die mageren Reste.

Füchse konnten Aas verdauen, Menschen nicht.

Hinauf ist immer leichter als herunter. Diese Weisheit bewahrheitete sich wieder einmal.

Mila war keine geübte Bergsteigerin und rutschte während ihres Abstiegs mehrmals mit dem Stiefel aus dem Halt und wäre beinahe abgestürzt. Es kostete sie die letzten Kräfte, sich mit den Fingern in die Felswand zu krallen. Unten angekommen ließ sie sich erschöpft zu Boden fallen.

Am liebsten wäre sie dort einfach liegen geblieben, aber die Stelle erschien ihr für ein Nachtlager ungeeignet. Ungeschützt wären sie Wind und Wetter ausgeliefert gewesen. Sie mussten weiter gehen und einen besseren Platz suchen.

Erst nach Einbruch der Dunkelheit entschied sich Mila notgedrungen für eine flache Bergwiese. Ein mickriger Dornbusch, halb verdorrt, bot die einzige

Möglichkeit, die Plane anzubinden. Sie befestigte den Regenschutz mit der anderen Seite an ihrem Rucksack. Dann kroch sie darunter und schlief sofort ein. Irgendwann in der Nacht rollte Silber sich hinter ihr zusammen. Es hatte begonnen, zu regnen.

Der nächste Morgen begann kühl und nass. Regenwasser war den Hang hinunter gelaufen und in Milas Kleidung gesickert. Sie fror. Aber sie fühlte sich zu schwach, um etwas dagegen zu unternehmen. Hunger und Erschöpfung verdamnten sie zu einer Pause. Sie zitterte im Schüttelfrost. Ein Fieberschub zwang sie, den Tag zu verschlafen. Erst am späten Nachmittag weckte sie ein Sonnenstrahl, der seinen Weg unter die Plane in ihr Gesicht gefunden hatte. Der Himmel zeigte sich blau-weiß. Ein starker Wind trieb die Wolken auseinander.

Mila fühlte sich besser. Zwei Meter von ihr entfernt entdeckte sie ein totes Murmeltier. Halb aufgefressen. Silbers Beute.

Am liebsten hätte sie ihre Zähne sofort in das rohe Fleisch geschlagen. Aber Josh hatte sie auch davor gewarnt.

Keime und Bakterien konnten zu heimtückischen Mördern werden. Zumal der Fuchs davon gefressen hatte. In den Mäulern von Aasfressern tummelte sich eine gefährliche Mikro-Fauna, die in der Lage war, einen Menschen tödlich zu infizieren. Ein Feuer musste her.

Mila raffte sich auf. Doch viel Brennmaterial gab die Bergwelt in dieser Höhe nicht her. Sie brach trockene Äste aus dem Dornenbusch und suchte die

Umgebung nach allem ab, was irgendwie brennbar erschien.

Es sollte reichen für ein Häufchen Glut. Das Murmeltier schmeckte köstlich. Nur war an einem solchen Wildtier nicht viel dran und davon hatte Silber bereits die Hälfte gefressen.

„Wo war der überhaupt?“, fragte Mila sich selbst und schaute umher. Doch er blieb verschwunden.

Sie trank etwas Wasser und rollte sich wieder unter die Plane. Es war schon zu spät, um ihre Suche nach dem Tal an diesem Tag fortzusetzen. Lieber wollte sie sich noch einige Stunden Erholung gönnen.

In der Nacht schreckte sie auf. Sie glaubte, einen Schrei gehört zu haben. Sie lauschte einen Moment, konnte aber keinen weiteren Laut mehr vernehmen.

Nach dem grausamen Tod ihrer Mutter plagten sie grässliche Alpträume. Mit jedem Jahr, das verging, nahmen sie ab. Doch manchmal quälten sie sie erneut. Vielleicht hatte sie nur geträumt. Sie versuchte, in der Dunkelheit Silber auszumachen. Aber er befand sich offenbar nicht in ihrer Nähe. Sie bemühte sich, wieder einzuschlafen. Aber es gelang ihr nicht. Bis zum Morgenrauen dämmerte sie halb wachend halb schlafend dahin. Mit dem ersten Licht am Horizont stand sie auf und baute ihr Lager ab.

Silber blieb verschwunden. Mila setzte ihren Marsch ohne ihn fort. Er war ein freies, wildes Tier. Vielleicht hatte er genug von ihr und war in sein bisheriges Leben zurückgekehrt.

Am Himmel zog ein Bussard weite Kreise.

Sie stieg die Hangwiese hinauf und lief auf der anderen Seite den Bergrücken hinunter. Feiner Schotter knirschte zwischen ihren Stiefelsohlen.

Das Tal unter ihr lag in einem beinahe undurchdringlichen Nebel. Er benetzte kalt und feucht ihre Kleidung, ihr Haar und ihre Haut. Das Gras war nass, Wasser drang durch die Nähte ihrer Schuhe.

Wenige Meter vor ihr nahm sie eine Bewegung in der Wiese wahr. Sie blieb stehen, ließ ihren Rucksack leise zu Boden gleiten und löste die Schnüre, die den Bogen hielten. Sie spannte ihn, legte einen Pfeil an die Sehne und schlich lauernd weiter. Lautlos setzte sie einen Fuß vor den anderen.

Ein Steinadler saß mit halb ausgebreiteten Schwingen am Boden. Mit den spitzen Krallen packte er fest zu und hackte mit dem scharfen Schnabel Fleischstücke aus einem Beutetier heraus, die er sogleich verschlang.

Er wandte Mila den Rücken zu. Sie prüfte den Wind. Es gab keinen. Also konnte er auch keine Witterung aufnehmen.

Die Gier nach Fleisch verringerte seine Aufmerksamkeit. Mila legte auf ihn an und zog die Sehne an ihre Wange. Dann ließ sie los.

Der Pfeil durchbohrte den Adler und steckte bis zur Hälfte in der breiten Brust. Tödlich getroffen bemühte sich das Tier, mit einem letzten aussichtslosen Versuch aufzufliegen. Es breitete die mächtigen Schwingen aus, doch ein unsicheres Taumeln beendete den Fluchtversuch. Der imposante Greifvogel fiel um und blieb, nicht weit von seiner Beute entfernt, liegen.

Mila zog ihr Messer aus der Lederscheide und trat vor. Dann erkannte sie das Beutetier des Adlers. Es war Silber.

Das rote Fell, die silber-graue Brust, der buschige Schwanz. Kein Zweifel. Der große Vogel hatte den Fuchs erbeutet und bereits zur Hälfte aufgefressen. Er hatte die Bauchdecke geöffnet und die Innereien verschlungen. Die Vorder- und Hinterläufe waren noch da.

Mila zerteilte Silbers Kadaver und trennte auch die Vorderläufe samt Schulterstück und Unterschenkel ab.

Seit dem Tod von Wolf hatte sie ihr Herz verschlossen.

Nie wieder wollte sie es sich erlauben, einen Freund zu haben, auf den sie nicht ohne Seelenschmerz verzichten könnte.

Der große schwarze Hund wurde von Wölfen zerfleischt und ihr Mitgefühl hatten sie ebenfalls verschlungen. Diese Welt war grausam und sie musste sich dem stellen. Für Gefühle war da kein Platz. Die einzelne Träne wischte sie fort. Es war nur die kalte Morgenluft, redete sie sich ein.

Sie nahm den Adler aus, schlug ihn aus seinem Federkleid und entfernte Kopf und Fänge. Dann wickelte sie die Reste beider Tiere in ihren Poncho und band sie außen an den Rucksack. Den Bogen musste sie fortan tragen. Aber das nahm sie hin. Ihr Fleischvorrat reichte nun mindestens für fünf Tage. Vielleicht auch länger.

Mit zwei kräftigen Schnitten trennte sie auch die Schwingen vom Rumpf. Die konnte sie zur Herstellung

neuer Pfeile gut gebrauchen. Das Befiedern der hinteren Enden ihrer Geschosse diente der Stabilisierung des Fluges und war unerlässlich.

Mila warf sich den Rucksack auf den Rücken, nahm ihren Bogen auf und stieg weiter hinab in das Tal. Sie musste ihren Weg fortsetzen, von nun an allein. Aber war es am Ende nicht immer so gewesen?

Nur für den Fall, dass sich dennoch ein wenig Trauer um den Fuchs in ihr Herz schleichen sollte, erhöhte sie ihr Marschtempo. Sie wollte keine Zeit mehr verlieren. Sie musste ihr Tal endlich finden.

Der Pass

Das Fleisch reichte für etwas mehr als eine Woche, dann begannen die Reste zu schimmeln. Mila hatte es am ersten Tag gegrillt, nachdem sie in einem trockenen Bachbett ausreichend Schwemmholz für ein Feuer gefunden hatte. Nun hatte sie seit zwei Tagen nichts mehr gegessen. Wenigstens war es hoch oben in den Bergen kein Problem an sauberes Trinkwasser zu gelangen. Irgendwo suchte sich immer ein Rinnsal seinen Weg ins Tal oder sie überquerte verharschte Schneefelder und stopfte ihre Trinkflasche mit dem halbgefrorenen Eis voll.

Jetzt stand sie auf der Straße und stampfte sich den Schnee von den Schuhen.

Das löchrige und rissige Asphaltband schlängelte sich vor ihr den Berg hinauf und hinter ihr ins Tal hinab. In irgendein Tal. Nicht in ihr Tal. Sie hatte viele Täler gesehen. Immer wieder überschwemmt von Sturzfluten, verschüttet von Gerölllawinen und Muren-Abgängen oder regelrecht planiert von der Kilotonnen schweren Urgewalt der Schnee- und Eislawinen im Winter. In dem was übrig blieb, war kein Leben mehr möglich. Selbst Brennesseln und Disteln wurden in dieser Umwelt nicht alt, bevor die nächste Katastrophe alles wieder dem Erdboden gleich stampfte.

Mila folgte dem Pass bergauf. Irgendwohin sollte er wohl führen. Niemand hätte eine Straße gebaut, wenn es am Ende nicht etwas Bedeutendes gäbe.

Seit zwei Tagen ernährte sie sich von Taubnesseln. Sie rupfte sie aus und verspeiste sie, wo sie die niedrig gewachsenen Pflanzen fand.

Mila blieb stehen und zog am Fahrbahnrand eine Handvoll von dem recht schmackhaften Wildgemüse aus dem Boden. Dann stopfte sie sich die jungen Blätter und die weißen Blüten in den Mund und kaute.

Sie hob das Fernglas vor die Augen, schaute hindurch und schwenkte über ihre Umgebung in der Hoffnung, etwas Interessantes zu entdecken. Doch sie sah nicht mehr als eine einsame Bergwelt in der Mittagssonne. Sie ließ das Glas sinken und ging weiter.

Nach einigen Kilometern hatte ein Hangrutsch etwa hundert Meter der Straße mit in die Tiefe gerissen. Mila musste klettern, um die Absturzstelle zu umgehen.

Gegen Abend erreichte sie das Ziel des Passes. Er endete auf einem mittlerweile von Gras und Kraut überwucherten Schotterparkplatz vor dem verfallenen Gebäude eines Ausflugsrestaurants. Die Enttäuschung hätte nicht größer sein können.

Mila ließ den Rucksack von den Schultern gleiten und fiel erschöpft auf die Knie. Das durfte doch nicht wahr sein. Sie war einer Straße gefolgt, die an einem völlig belanglosen Gebäude endete. Wochenlange Strapazen wegen eines Vergnügungsrestaurants für gelangweilte Wochenendausflügler? Überversorgte Skitouristen im Winter und im Sommer Wanderer auf der Suche nach einer Natur, die sie eigenhändig mit ihrem Beruf und ihrem Luxusleben zerstörten und die es längst nicht mehr gab.

Der Pass entpuppte sich als simple Zufahrtsstraße für Touristen. Mehr nicht.

Mila spürte Wut in sich aufsteigen. Was jetzt? Wo sollte sie nun ihr Tal suchen? Es konnte überall sein? Die Auswahl der Himmelsrichtung war beliebig.

Sie lehnte sich an ihren Rucksack und schloss ihre Augen. Der Wind spielte mit ihrem blonden zottigen Haar. Er schien ihr zuzuflüstern nicht aufzugeben.

Sie sah das Gesicht von Josh. Was würde ihr der alte Mann nun raten? Weitersuchen? Umkehren? Sich geschlagen geben?

Mila erhob sich. Zumindest sollte sie das Gebäude und das Grundstück absuchen. Womöglich fand sie etwas, das sie gebrauchen konnte. Vielleicht sogar einen Hinweis auf ihr Tal.

Sie versteckte den Rucksack und band sich den Köcher mit den Pfeilen um. Dann spannte sie ihren Bogen, legte einen Pfeil an die Sehne und ging los.

Über die Terrasse betrat sie das Gebäude und durchquerte ein Restaurant. Sie war nicht die Erste, die das tat. Menschen, die vor ihr dort gewesen waren, hatten überall Spuren der Zerstörung hinterlassen. Zerschlagene Stühle, umgestürzte Tische, zerbrochenes Glas und eingeschlagene Fensterscheiben. Zerfetzte Gardinen wehten im Durchzug. Es stank nach Fäkalien.

Mila betrat die Rezeption. Zerstörte Elektrogeräte lagen am Boden. Ein Computer-Bildschirm, die Kasse, ein Telefon. Im Büro dahinter sah es genauso aus. Ein aufgebrochener Wand-Safe gähnte sie an. Natürlich leer. Jemand hatte sich auf dem Schreibtisch entleert.

Dass Menschen stets alles zerstören mussten, hatte sie noch nie verstanden. Immer wieder begegnete ihr dieser sinnlose Vandalismus.

Sie durchquerte eine Eingangshalle. Dicke Teppiche, Sofas und schwere Sessel zeugten von einem Augenblick der Gemütlichkeit, des Ankommens, der Erwartungen auf eine erholsame Zeit. Und wenn es auch nur ein Tagesausflug war oder ein gemeinsames Essen mit der Familie, was die Menschen hinauf geführt hatte.

Nun waren die Polster aufgeschnitten und in der Mitte des Teppichs befand sich eine erkaltete Feuerstelle.

Zwei schwere Stehlampen lagen umgestürzt am Boden, ihre Schirme zerschnitten, die Leuchtmittel zertreten.

Mila betrat die Küche. Natürlich hatten diejenigen, die vor ihr die Gaststätte entdeckt hatten, den vielversprechenden Raum als erstes durchsucht. Sie hatten gehofft, was alle Menschen in diesen Zeiten hofften. Etwas zu Essen zu finden.

Kochgeschirr gab es keines mehr. Edelstahltöpfe und Pfannen konnte jeder in dieser Zeit gebrauchen. Kellen, Gabeln und Löffel auch. Messer sowieso. Sogar die Frittier-Körbe fehlten.

Die Türen von Kühlschränken und das ehemalige Tiefkühlhaus standen offen. Geplündert. Natürlich.

Im Büro des Küchenchefs befand sich noch ein Stuhl. Das Polster war zerfressen, von Kellerratten oder Hausmäusen. Die meisten Kleinnager waren mittlerweile verschwunden. Als Kulturfolger starben sie

gleich nach den Menschen, weil ihnen nun niemand mehr Lebensmittelabfälle hinterließ.

Der Rest der unteren Etage des Gebäudes bot einen vergleichbaren Anblick.

Mila stieg vorsichtig eine Treppe in das obere Stockwerk hinauf. Man wusste nie, was einem in einem augenscheinlich verlassenen Gemäuer begegnen würde.

Die Zimmer dort fand sie in einem ähnlichen Zustand vor, wie die Räume unten.

Im Wohnzimmer der privaten Wohnung des Betreibers erschrak Mila über einen Mann, der in einem Sessel saß. Doch sie erkannte schnell, dass von dem verwesenen Gerippe keine Gefahr ausging. Es stank nach Schimmel. Vögel oder Ratten und Mäuse hatten die erreichbaren Weichteile bereits gefressen. Der Rest des Körpers war im Durchzug der zerstörten Fenster und Türen getrocknet und mumifiziert. Ein kreisrundes Loch prangte in der lederartigen Haut auf der Stirn des Schädels. Der Mann wurde also erschossen. Nichts Besonderes. Wer seinen Besitz, gleich welcher Art, versuchte zu verteidigen, wurde nicht selten zum Opfer irgendeines Stärkeren oder von Jemandem mit einer Waffe und der Bereitschaft sie bedingungslos einzusetzen. Es berührte Mila nicht. Sie hatte so etwas bereits hunderte Male gesehen.

Im Schlafzimmer nebenan hing der nackte Körper einer Frau an einem Strick von der Zimmerdecke herab. Er war über einen der Deckenbalken geworfen worden. Von ihr selbst oder jemand anderem. Selbstmord oder Mord. Vorher vergewaltigt oder nicht. Das

interessierte nun niemanden mehr. Es gab keine Polizei mehr, die dem nachgehen konnte.

Mila schaute der Frau ins Gesicht. Die Augen fehlten. Die Lippen und die Nase auch. Die Haut war ebenso vertrocknet, wie die des Mannes nebenan. Nirgendwo war ein umgestürzter Schemel oder ein Stuhl zu sehen. Mitgenommen. Geplündert. Oder es gab nie einen und jemand hat die Frau an dem Seil hinauf gezogen. Dann wäre es Mord und kein Selbstmord. Beides war möglich. Viele Menschen waren den Lebensbedingungen der neuen Zeit nicht mehr gewachsen und bereiteten ihrem Leben selbst ein Ende. Und noch einige mehr wurden Opfer eines Verbrechens.

„Verbrechen“, sinnierte Mila. Traf dieser Begriff überhaupt noch zu? Wo befanden sich die Grenzen? Manchmal musste man eben töten, um zu essen. War das dann Mord? Wer sollte jetzt noch darüber entscheiden? Es gab kein Recht und kein Gesetz mehr. Früher nannte man es Krieg, heute war es das alltägliche Leben. Wer stark und klug war überlebte, alle Übrigen starben. So war es nun mal. Mila kannte es nicht anders.

Sie verließ die obere Etage und lief durch den Haupteingang hinaus. Eine beschädigte Leuchtreklame über der aufgebrochenen Glastür, von der nur noch Reste in den Angeln hingen, ließ gerade noch den Schriftzug „Alpenblick“ erahnen.

Sie stieg über das Gerippe eines großen Sonnenschirms hinweg und betrat noch einmal die Terrasse. Ein Metallgeländer sollte die Gäste vor dem Absturz

bewahren. Dahinter ging es steil bergab. Mila genoss für einen Moment das Bergpanorama. Was für eine reizvolle Aussicht. Aus der Ferne erschien die Welt immer noch schön. Man durfte eben nur nicht genauer hinschauen.

Kommende Generationen kamen vielleicht wieder in das Vergnügen einer intakten Umwelt. Aber bis dahin vergingen Jahrhunderte. 450 Jahre dauerte es, bis all die Kunststofftüten und Plastikflaschen aus den Supermärkten verrottet waren, hatte Josh erzählt. Aber auch danach verblieb deren Mikroplastik weiterhin in der Nahrungskette. Und sich auflösender Elektronikschrott verseuchte fortan das Grundwasser mit Chemikalien und Schwermetallen. Atommüll strahlte Jahrtausende weiter. Die Flüsse transportierten all den Dreck der Zivilisation in die Meere. Ob die Ozeane sich jemals wieder davon erholten, wusste keiner. Ob der Mensch in der von ihm eigenhändig geschaffenen Umwelt dann noch einen Platz fand, vermochte ebenfalls niemand vorherzusagen.

Homo sapiens hatte einfach nicht begriffen, dass er sich selbst die Lebensgrundlage zerstörte. Einem irgendwie gearteten Ökosystem gelänge es vielleicht, weiter zu existieren. Aber bildete das dann noch eine biologische Grundlage, auf der Menschen überleben konnten? Den Planeten an sich und irgendwelches Leben darauf, würde es wohl auch immer geben. Ob der Mensch es aber schaffte, sich den veränderten Bedingungen anzupassen und ob das dann für ihn noch lebenswert war, musste man anzweifeln.

Ein Geräusch, welches Mila seltsam bekannt vorkam, ließ sie herumfahren. Ein Mann näherte sich dem Ausflugslokal. Er hatte sie noch nicht bemerkt, obwohl sie sich ohne Deckung am Rand der Terrasse aufhielt. Die Sonne stand tief in Milas Rücken und blendete ihn. Sie bewegte sich nicht und wartete, bis er im Gebäude verschwunden war.

Fieberhaft überlegte sie, was sie tun sollte. Schnell schaute sie sich um. Doch sie konnte niemand anderen entdecken. Offenbar war der Mann allein unterwegs.

Sie machte ihren Bogen schussbereit und schlich dem Fremden hinterher.

Den Geräuschen aus dem Haus nach zu urteilen tat der Mann das, was sie selbst auch zuvor getan hatte. Er durchsuchte das Gebäude.

Ein Gewehr hatte er offensichtlich nicht dabei. Auch keine Armbrust. Aber unbewaffnet lief in diesem Zeiten niemand durch die Gegend. Also trug er wahrscheinlich eine kleinere Waffe mit sich. Eine Pistole oder einen Revolver. Mindestens aber ein Messer.

Mila entfernte sich ein Stück von dem Gebäude und wartete.

Es dauerte eine halbe Stunde, dann trat der Mann auf die Terrasse hinaus. Mit ein paar schnellen Schritten schnitt sie ihm den Weg ab.

„Hey, hey hey“, rief er, als er den gespannten Bogen und Milas entschlossenen Gesichtsausdruck sah. „Ich hab’ dir nichts getan“, fügte er hinzu, als ob das überhaupt eine Rolle spielte.

„Was willst du hier?“, zischte Mila.

„Nur ein wenig umsehen“, versuchte er, möglichst unschuldig zu wirken und bei jeder Bewegung seines Körpers verursachte ein seltsames Gebilde aus runden Steinen und Schnüren ein klackendes Geräusch, wenn die Kugeln aneinanderschlugen.

„Wo kommst du her?“

Der Mann deutete mit dem Kinn auf die Straße.

„Wer ist noch bei dir?“

„Ich bin allein.“

„Das glaube ich dir nicht.“

„Ist aber so.“

Mila spannte ihren Bogen noch etwas weiter. Das warnende Knarzen der Sehne trieb dem Mann Schweißperlen auf die Stirn.

„Also gut. Meine Leute campieren unten im Tal.“

„Wie viele?“

„Wir sind zu sechst.“

„Was hast du bei dir?“

Der Mann zuckte mit den Schultern.

„Nur, was ich in meinen Taschen trage.“

Nach der Bola brauchte Mila den Mann nicht zu fragen. Sie wusste, wem die gehört hatte.

„Lass sehen.“

„Hör mal, lass uns jeder seines Weges gehen, dann gibt es auch keine Verletzten“, schlug er vor.

Mila lehnte ab. Der Mann griff nach hinten in seinen Hosenbund.

Mila wartete nur den Sekundenbruchteil ab, in dem sie den Lauf eines Revolvers erkannte und ließ ihren Pfeil fliegen. Zwischen Rippenbogen und Brustbein drang die Metallspitze in den Brustkorb ein und durchschlug das Herz. Sofort zog Mila einen weiteren

Pfeil aus dem Köcher und legte wieder auf den Mann an. Ein zweites Geschoss stellte sicher, dass er nicht mit letzter Kraft doch noch einen Schuss abgab. Das würde nur seine Kumpane anlocken.

Röchelnd brach der Kerl zusammen.

Mila trat neben den leblosen Körper und riss ihre Pfeile heraus. Der Mann war bereits tot, als er das Gelände des Ausflugslokals betreten hatte. Er wusste das natürlich nicht. Aber Mila.

Sie bückte sich und löste den Hosengürtel des Mannes. Dann griff sie nach dem daran befestigten Gebilde aus Schnüren und Steinen. Eine Bola. Mila kannte nur einen einzigen Menschen, der eine solche Jagdwaffe besessen hatte und sie erinnerte sich schmerzhaft an Anton, der ihr gezeigt hatte, wie man mit diesem seltsamen Wurfgeschoss Wild jagen konnte.

Dazu legte er die drei mit Schnüren verbundenen Steine auf dem Boden aus, griff in die Mitte, dort wo sich die Schnüre kreuzten, und ließ das eigenartige Ding über seinem Kopf kreisen. Dann visierte er damit äsendes Wild an und schleuderte die Bola in die Läufe der flüchtenden Tiere. Die wirbelnden Steinkugeln wickelten die Schnüre um die Beine, die Beute stolperte und stürzte. Mit wenigen Schritten war er bei ihr und schnitt ihr die Kehle durch.

Er war mit dieser Art zu jagen sehr erfolgreich. Er lehrte Mila das Werfen der Bola und von ihr erfuhr er alles, was sie über die Jagd mit dem Bogen wusste. Sie hätten sich so vieles zu geben gehabt und Mila

schloss den schwächtigen Jungen schon bald in ihr Herz.

Doch Anton erfor im Wald in der Nähe der Hütte ihres Winterlagers, nach seinem vergeblichen Versuch, die Schwester und die Mutter aus den Händen der Entführer und Vergewaltiger zu befreien. Er war diesen abscheulichen Kerlen offenbar begegnet und sie hatten ihm die Bola abgenommen. Das alles war Mila sofort klar, während sie sich daran erinnerte, woher sie das Geräusch der aneinanderschlagenden Steine kannte.

Sie durchsuchte die Kleidung des Mannes und legte die Gegenstände, die sie darin fand, vor sich auf den Boden.

Ein Revolver, geladen mit drei Patronen. Ein Fahrtenmesser, ein Klappmesser. Ein zerfasertes Stöckchen zum Zähne putzen und ein leeres Benzinfeuerzeug. Sie warf beides weg, den Rest und die Bola nahm sie mit.

Die Kleidung des Mannes war durchgeschwitzt und verschlissen. Die Stiefel befanden sich in einem schlechteren Zustand als ihre eigenen.

Wenn er ohne Gepäck herauf gekommen war, lagerten seine Leute nicht weit entfernt. Oder er hatte, so wie sie selbst auch, die wenigen Habseligkeiten irgendwo versteckt. Sie begann, danach zu suchen.

Nach einer Stunde gab sie auf. Nun musste sie noch vorsichtiger sein. Die Männer, die Antons Familie überfallen hatten, befanden sich in der Nähe. Mila lief zu ihrem Rucksack und nahm ihn auf. Den Bogen und den Köcher mit den Pfeilen behielt sie schussbereit.

Ein Rest Zuversicht

Wochenlang irrte sie durch die Berge. Ziellos. Wo sollte sie nach ihrem Tal nun suchen? Es konnte überall sein. Die Straße war ihr einziger Anhaltspunkt gewesen und sie rügte sich jeden Tag dafür, in naiver Erwartung davon ausgegangen zu sein, an deren Ende ihr Tal zu finden.

Den Männern, die Antons Familie zerstört hatten, war sie nicht begegnet. Einmal glaubte sie, sie in der Ferne ziehen zu sehen, war sich aber nicht sicher. Sie benutzte das Fernglas, fand die Männer im Gelände aber nicht wieder.

Im Sommer reiften die ersten Früchte. Mila unterbrach ihre Suche mehrmals, um zu jagen, und das erbeutete Fleisch für die weitere Reise haltbar zu machen. Murmeltiere, Vögel und Gämsen standen auf ihrem Speiseplan. Einmal sogar eine Ente. Dazwischen wiederholt Zeiten der Not. Aus Verzweiflung hatte sie an einem Tag einige ihr unbekannte Beeren gegessen. Josh hatte ihr das verboten. Aber es quälte sie so furchtbarer Hunger. Sie erbrach sich zwei Tage lang. Dann stahl sie einem Bussard die Beute. Eine fette Ratte oder ein junges Murmeltier. Das konnte sie nicht mehr unterscheiden. Der Greifvogel hatte den Kadaver bereits zerhackt.

Mila hatte abgenommen, war drahtiger geworden. Ihre Hose rutschte und sie musste sie enger binden.

Andere Menschen begegneten ihr nicht. Was sollten sie auch in dieser Höhe suchen?

Ihr Tal hatte Mila immer noch nicht gefunden. In verzweifelten Stunden dachte sie an Aufgeben. Aber

sie konnte es nicht. Was würde sie Josh sagen? Dass sie versagt hatte? Welche Strapazen hatte er auf sich genommen, um ihrer Sehnsucht zu folgen, entgegen seiner Überzeugung.

„Ja, Josh“, rief sie eines Abends in ihr Lagerfeuer. „Ich weiß, du hast es gewusst. Es ist nur eine Postkarte. Wer weiß, wo sich dieses Scheißtal befindet? Hinter dem nächsten Berg oder hunderte Kilometer entfernt. Unerreichbar oder zum Greifen nahe. Ich weiß es nicht, Josh“, jammerte sie.

Dann zog sie das Foto aus der Hosentasche und sah es sich noch einmal an. So wie an jedem Abend und jeden Morgen. Es war ihr Ritual geworden, ohne dass sie ihre Suche längst aufgegeben hätte. Dann warf sie es ins Feuer und sprang sogleich auf und griff wieder danach. Nein, sie durfte nicht aufgeben.

Sie löschte die glimmenden Ränder und fluchte, weil sie sich die Finger daran verbrannt hatte. Nun war das blasse und zerknitterte Foto zudem noch angeengt. Die Lage war beschissen und die Aussicht nicht minder. Mila weinte sich an diesem Abend in den Schlaf.

Der nächste Morgen begann sonnig, doch aus Nordwest schoben sich mächtige Wolkenberge heran.

Sie besaß nichts mehr zu essen, also fiel das Frühstück aus. Stattdessen suchte Mila mit dem Fernglas vor den Augen die Bergwelt nach einem Gipfel ab, der dem auf ihrem Foto glich. Doch sie fand keinen, der den beschwerlichen Marsch dorthin aussichtsreicher hätte erscheinen lassen, als jeder beliebig andere

auch. Leise fluchte sie in sich hinein. Sie wusste nicht mehr weiter. Dann begann es zu regnen.

Den Vormittag verbrachte Mila unter ihrer Plane. Sie wäre trotz des Regens wieder marschiert. Es machte ihr wenig aus, nass zu werden. Aber wohin sollte sie gehen?

Sie nahm das Buch zur Hand und las. Aber Jonathan Boyles „Handbuch zur Rettung der Welt“ lieferte auch keine neuen Erkenntnisse, die unmittelbar zur Lösung ihrer Probleme hätten beitragen können. Professor hin, Doktor her.

Nach einem Kapitel über die Macht der Konzerne und der Ohnmacht der Politik gab sie auf. Es gelang ihr einfach nicht, sich zu konzentrieren.

Mila schloss die Augen und lauschte dem Prasseln des Regens auf der Plane. Die Luft war feucht und roch nach nasser Erde. In der Ferne grollte Donner.

Sie war eingeschlafen. Der wild im Wind schlagende Regenschutz hatte sich losgerissen und sie geweckt. Außerdem lief Wasser den Hang herunter und überspülte Milas Lagerplatz.

Der Regen fiel von Minute zu Minute heftiger. Sturmböen zerrten an der Landschaft und an der Plane.

Blitze zuckten zornig aus fast schwarzen Wolken, die das Tageslicht beinahe vollständig verdunkelten.

Mila musste den Platz räumen und sich eine sichere Unterkunft suchen. Der Hang könnte abrutschen und sie mit in die Tiefe reißen.

Sie warf sich ihren Poncho über. Im tosenden Starkregen löste sie ihren Regenschutz, fing die flat-

ternden Enden ein und legte ihn so gut es ging zusammen. In Sekunden war Milas Kleidung durchnässt. Der Sturm drückte und trieb das Wasser unter ihren Poncho, durch jede Lücke, durch jede Naht. Immer wieder riss er ihr die Kapuze vom Kopf. Sie begann zu frieren. Sie musste sich bewegen.

Mila verstaute die Plane im Rucksack und warf ihn sich auf den Rücken. Dann griff sie nach ihren Pfeilen und dem Bogen und rutschte und stolperte den Hang hinunter.

Angestrengt hielt sie nach einem Unterschlupf Ausschau. Ein Felsvorsprung würde ihr ja schon reichen. Doch sie fand nichts, wo sie sich hätte darunter kauern können.

Mila marschierte durch den Gewittersturm. Der Regen nahm ihr die Sicht, die ganze Situation die Zuversicht. Doch ihre Tränen sah niemand. Wasser lief ohnehin in Rinnsalen an ihr hinunter bis in die Stiefel, die bei jedem ihrer Schritte ein quatschendes Geräusch von sich gaben.

Ihre Verzweiflung wich langsam einer kraftspendenden Wut und die trieb sie wild fluchend weiter vorwärts.

Dann, endlich, entdeckte sie unter einer überhängenden Felswand helle, ausgeworfene Erde und ein Loch im Boden. Groß genug, um halb hinein zu kriechen. Sie ließ Pfeile und Bogen fallen und den Rucksack von den Schultern gleiten.

Mila rutschte mit den Füßen voran in den Bau, den vermutlich ein Dachs gegraben hatte. Bis zu den Hüften passte sie hinein. Die Behausung roch streng säuerlich nach seinem Bewohner. Wahrscheinlich schlief

er um diese Tageszeit. Sobald er den Bau jedoch verlassen wollte, würden sie aufeinandertreffen. Dachse waren sehr wehrhaft, doch daran durfte Mila vorerst nicht denken. Erst einmal musste sie das Unwetter überstehen.

Sie riss die Plane aus dem Rucksack, breitete sie zu einem Viertel aus und hielt damit den Eingang des Dachsbaus dicht. Die nasse Kleidung klebte an ihrem Körper. Zusammengekauert zitterte sie sich warm.

Das Gewitter legte noch einmal nach und tobte zwei Stunden lang. Die überhängende Felswand schirmte den größten Teil des Regens ab und das Erdloch schützte vor den heftigsten Böen, die immer wieder versuchten, ihr den Regenschutz aus den Händen zu reißen.

Sie war erschöpft und müde, doch sie durfte nicht einschlafen. Sobald sie die Plane loslassen würde, flöge sie davon. Mila musste ausharren und warten, bis das Unwetter weitergezogen war.

Gegen Mittag war es soweit. Die Starkregenfront zog ab und als ob nichts gewesen wäre riss der Himmel plötzlich auf und die Sonne ließ die Umgebung dampfen.

Mila kroch aus dem Bau. Ihre Kleidung war nass, kalt und sandig. Auch der Rucksack hatte den Wasserfluten nicht standgehalten. Sein Inhalt war ebenso durchweicht, wie Milas Sachen. Sie zog sich aus und breitete ihre Ausrüstung zum Trocknen aus.

An diesem Tag hatte sie nur noch ein Ziel. Essen! Ihr Gastgeber musste dran glauben. Undank war nun mal der Welt Lohn.

Mila suchte in der Umgebung nach Holz und fand eine verdorrte Kiefer. Dann ließ sie ihren Brennvorrat ausgebreitet in der Sonne trocknen, bevor sie ein Lagerfeuer aufschichtete.

Bei Einbruch der Dämmerung legte sie sich auf die Lauer und wartete. Mit schussbereitem Bogen stand sie etwas höher und gut zehn Meter entfernt von dem Bau des Dachses und zielte auf den Eingang. Es wurde eine Geduldsprobe.

Dieses Exemplar jedenfalls zählte wohl nicht zu den Frühaufstehern. Misstrauisch schnüffelnd schob sich sein schlanker, schwarz-weiß gestreifter Kopf erst weit nach Sonnenuntergang ins Freie.

Gespannt lauerte Mila darauf, dass der breitere Körper folgte, aber der Dachs zog sich wieder zurück. Entmutigt ließ sie den Bogen sinken. Der Geruch nach Mensch hatte das Tier vertrieben. Unschlüssig blieb sie stehen. Aufgeben oder weiter ansitzen?

Sie wartete noch eine Stunde. Dann trieb der Hunger den Dachs aus dem Bau. Mila hätte beinahe zu früh geschossen und den schmalen Kopf womöglich verfehlt. Aber das Tier schob sich eilig aus dem Erdloch und zeigte ihr dabei seine breite Flanke. Das Licht reichte gerade aus, um hinter dem gestreiften Kopf den Körper des Dachses zu erahnen. Der Pfeil traf ihn in den Brustkorb und blieb im Fleisch stecken.

Wütend fauchte das Tier vor Schmerz und wäre beinahe wieder in seinem Bau verschwunden. Unerreichbar für Mila, aber ein zweiter Schuss traf es, bevor es das rettende Loch erreichen konnte.

Endlich essen. Mila entzündete das Feuer und zückte ihr Messer. Dann nahm sie den Dachs aus und schlug ihn aus der Decke.

Das Dachsfleisch schmeckte köstlich. Mila schlang es herunter und schaute mit vollem Bauch danach lange in die Flammen. So mussten es die ersten Menschen getan haben, bevor die Zivilisation den Planeten verwüstet hatte. Man nahm sich nur so viel, wie man brauchte. Es brachte keinen Vorteil, wenn einer zehn Dachse erlegte. Er konnte höchstens einen davon essen, ehe das Fleisch der verbliebenen verdarb. Also lebten neun Dachse weiter für andere Jäger und deren Familien. Es war genug für alle da und jeder entwischte Dachs sorgte für das Überleben seiner Art.

Dann folgte die neolithische Revolution. Das hatte Boyle geschrieben. Homo Sapiens wurde sesshaft und begann zu raffen. Damit er mehr Vorräte an sich reißen konnte, als er selbst es vermochte, versklavte er die Schwächeren oder Menschen in Not. Von nun an horteten einige Wenige und lebten im Überfluss, während die anderen unter Mangel litten. Kriege um Ressourcen und Lebensraum mussten geführt werden. Essen, sauberes Wasser, Brennstoffe. Siedlungen entstanden und die Welt-Religionen, um die Massen in den Städten irgendwie zu bändigen. Das Übel nahm seinen Lauf.

Das Paradies war das Leben als Fischer, Jäger und Sammler im Einklang mit der Umwelt und der Gewissheit um die Existenz der höheren Instanz Natur. Die Vertreibung daraus begann mit der Sesshaftigkeit und